



# Budapestre vonatkozó ujságcikkek

Osztályozás

Tárgy

92

Hely

Róza Gyula

Idő

1926

Személy

Szerző: Rajna, Franz  
Cím: Aus den Erinnerungen eines Theaterkassiers

Forrás: Pester Lloyd

Bn  
(Hely)

1926. 8. 1.  
(Idő)

(Köt. v. füz.) (Old)

## Theater, Kunst und Literatur.

### Aus den Erinnerungen eines Theaterkassiers.

Was Julius Róza erzählt.

Von Franz Rajna.

Mit achtzig Jahren, die er in strammer Sachtstellung trägt, hat Julius Róza, der populärste Theaterkassier Budapests, vor einem Jahr den Kassenraum des königlichen Opernhauses verlassen, um in das große Heer der Pensionisten einzutreten. Er ging nicht gern, was zu verstehen ist, wenn man die absolut arbeitsfähige, geistige und körperliche Vitalität dieses Achtzigjährigen mit dem wohlgepflegten, am Sinn geteilten Maximilianbart in allem und jedem auswirken sieht, und bedenkt, daß die Ruhe nicht das Element eines Mannes sein kann, der ein halbes Jahrhundert im Publikumsdienst gestanden hat hinter dem Schalter, der ewig umbrandet war von der Leidenschaft des Schauen-, Hören- und Genießenwollens. Aber trotzdem Róza ein Schicksal der Arbeit und der Tätigkeit ist, trägt er diese Last seiner Lebenserleichterung mit der Stärke der Entschuldigensfähigen und der seltsamen Ruhe, die den Pflichtmenschen nach geaner Lebensarbeit in die Harmonie der inneren Zufriedenheit taucht. Von den achtzig Jahren seines Lebens hat Julius Róza fünfzig im Kassendienst des Theaters verbracht. Davon sieben am Deutschen Theater in der Wollgasse, mit dem Tageskassenlokal auf dem Josefsplatz, und dreiundvierzig am Rationaltheater auf der alten Kerepeserstraße und am kön. ung. Opernhaus auf der jüngeren Andrássystraße. Stolz bemerkt er zu mir:

„Sie können mir glauben, ich bin niemals ein Trinkgeldkassier gewesen, denn ich war der Kassier eines Kavali-

erintendanten, des unbergelichen Barons Friedrich Bodmannitzky, der jede Freikarte, die er anwies, bei mir an der Kasse aus Eigenem bar bezahlt hat. Ich bin darum ein armer Mann geblieben, und weil ich den Künstlern nie nein sagen konnte. Unter meinem Reliquienschatz, den ich in fünfzig Theaterjahren angelegt habe, nehmen die längst abgelauenen und meist vergilbten Schuldscheine und Bestätigungen über freiwillig gegebene und dankbar angenom-

mene Darlehenssummen einen beträchtlichen Platz ein. In meiner Schreibtischlade schlafen diese gestürzten Säulen meines Wohlstandes ihren ewigen Schlaf. Wenn sie auferstehen würden, wäre ich ein reicher Mann. Erst wenn sie zu einem Aufwärtungsmorgen erwachen würden!“

Auf meine Frage, ob Róza, der früher Rosenzweig geheißten hat, ein Angehöriger der Budapester Theater- und Musikerfamilie Rosenzweig sei, antwortete er mit einem bestimmten Nein.

„Gekannt habe ich den genialen Wilhelm Rosenzweig ebenjogut, wie Hermann Rosenzweig, der, wenn der Alkohol ihn daran nicht verhindert hätte, neben Rubinstein der größte der heroischen Pianisten geworden wäre, und ich kannte auch Adolf Rosenzweig, der ja ein vorzüglicher Bratschist unseres Opernorchesters gewesen ist. Ein Gemeinsames gab es wohl in den zwei Familien. Sowohl mein Vater als der der genannten Rosenzweigs waren Gerber. Mein Vater übte sein Handwerk in Holicz aus, der andere Rosenzweig in Altosjen.“

„Aber eine Bestimmung gibt es jedenfalls,“ fuhr Róza in seiner Erzählung fort, „die einen dem Theater zuführt. An meiner Wiege wurde keineswegs ein Theaterlied gesungen. Und als ich der Wiege entwachsen war, stand ich hinter dem Pult der damaligen Pester Papierhändlergrößen M. L. Leitner und Gustav Führer, die auch Drucksorten führten. Von diesem Papier zum Setzkasten ist nur ein Schritt. Und ich machte ihn. Ich wurde Buchdrucker und dieses Gewerbe führte mich dem Theater zu. In unserer Offizin wurden nämlich die Theaterzettel des Deutschen Theaters gedruckt. Ich hätte die Abzüge und Korrekturen wohl durch einen Setzerlehrling ins Theater schicken können, aber da vom Bühnenaußer auch ich nicht unberührt geblieben war, machte ich diese Geschäftsgänge in eigener Person. Auf der Bühne wurde ich mit dem entzückenden Tenor und Schauspieler Jani Szika, dem Vorgänger Albin Swoboda, bekannt und Szika schlug mich dem nachmaligen Direktor Swoboda für den gerade vakant gewordenen Posten des Theaterkassiers vor. Das Jahr 1874 war es, da ich meinen Platz in der Tageskasse auf dem Josefsplatz und in der Abendkasse in der Wollgasse einnahm.“

Das damalige Theatergeschäft bezeichnet Róza als sehr gutes. Es war ja die Anfangszeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und an der florierenden Börse hatte das Theater einen mächtigen Förderer. Und das war ja die hohe Zeit der deutschen Operette, und „Angot“, „Die Fledermaus“, „Fatinitza“ brachten

dem Theater Kessensummen ins Haus. Die Kasse auf dem Josefsplatz war von früh bis Nachmittagschluß unausgesetzt umlagert.

„Den größten Rummel aber“ — setzte Róza seinem Geschäftsbericht fort — „hatten wir beim ersten Gastspiel der Meininger im Jahre 1876. Stellen Sie sich die Dimensionen eines Erfolges vor, wenn ich Ihnen sage, daß bei den damaligen Verhältnissen des noch kleinen und schwachbevölkerten Pest das Gastspiel auf dreißig Abende abgeschlossen werden konnte. Und an den meisten Tagen gab es keine Abendkasse. Auf dem Josefsplatz setzte ich schon in den meisten Fällen am Vormittag sämtliche Billette ab. Der Herzog kam zum Besuch seiner Schauspieler nach Pest, und er empfand offenbar große Genugtuung angesichts der ausverkauften Häuser. Die Kasse inspizieren kam sein berühmter Intendant, Direktor und Regisseur Chronogt fast jeden Tag. Von den berühmten Meininger Schauspielern waren damals Teller, ein Ungar, Kesper, der blinde Weilenbeck, die Damen Marie Berg und Moser-Sperner in Budapest. Das zweite Gastspiel gelang ebenso gut. Auf dem Theaterzettel der „Jungfrau von Orleans“ stand damals unter anderem zu lesen:

La Hire . . . . . Josef Raing  
Du Chatel . . . . . Albert Heine

Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, welche Bedeutung diese zwei jungen Epikodisten später für die deutsche Bühnensprache hatten.“

„Das Deutsche Theater ging auch weiter glänzend, es mußte jedoch an der Komischen Oper in Wien, die Swoboda gepachtet hatte, zugrunde gehen. Unsere großen Pester Bühnen wanderten nach Wien zur Deckung des Defizits bei der Komischen Oper. Swoboda bezog von seiner eigenen Direktion eine große Gage für sich und für „Fritzi“ (seine Frau, Friederike Swoboda-Fischer), außerdem entnahm er der Kasse jeden Tag hundert Gulden, — ein horrendes Betrag für jene Zeit. So mußte denn der Zusammenbruch der glänzenden Swoboda-Aera unaufhaltsam eintreten.“

„Ich war schon Kassier des Deutschen Theaters, als im Jahre 1876 die große Wetterkatastrophe in den Ofner Bergen sich zutrug, der Menschenleben und Werte zu Opfer fielen. Die damals noch junge Budapester Feuerwehr zeichnete sich bei den Rettungsarbeiten besonders aus und war von dem Tag an eine populäre Institution der

Stadtbewaltung. In dem Stück „Budapest, wie es lacht und weint“ von Alois Berla, das die Katastrophe zum Sujet hatte, kam der Budapester Feuerwehrmann zum ersten Male auf die Bühne. Der überaus stattliche Stimmriese Karl Schenk spielte ihn. Ich kann Ihnen den Jubel nicht schildern, als Schenk in der blauen Uniform der städtischen Löschmänner, mit der roten Dienstmütze auf dem Kopf erschien und sein Entree lied mit den zwei Zeilen begann:

„Die Feuerwehr von Budapest  
Zerstört dem roten Hahn das Nest...“

Közsa erzählte nun den traurigen Ausflug der Gesellschaft des Deutschen Theaters zu einem Gastspiel nach Baden-Baden. Er war Kassenwart der Reisegesellschaft, die in der Fremde bald auf dem Trockenen saß und die Heimreise nicht antreten konnte. Da half ein Einfall Közsas. Er engagierte den damals berühmten Seiltänzer Blondin für das Bester Deutsche Theater. Und auf den wertvollen Fundus des Seiltänzers nahm er ein Darlehen auf, mit dem er die Schiffbrüchigen des Theaters in Budapest wieder ans Land sehen konnte.

Mit den berühmten Gästen des Deutschen Theaters hatte Közsa häufigen Verkehr. So auch mit Adolf Sonnenenthal, der ein genauer Rechner war. Er spielte regelmäßig auf halbe Einnahme, die Lesser ihm mit 500 Gulden pro Abend garantieren mußte. In der Kasse zeigte sich Sonnenenthal selber nie, denn dort erschien sein in Budapest wohnender Onkel, um die Einnahme des Nesses zu kontrollieren. Nach dem ersten Akt mußte Közsa sich mit dem Kassenrapport immer zu Sonnenenthal auf die Bühne geben. Einmal geschah es, daß er wieder auf die Bühne kam. Sonnenenthal hatte sich von dem Mord noch nicht erholt, der an ihm als Julius Cäsar begangen wurde, als er zu Közsa eilte und sich den Kassenrapport zeigen ließ. Dann blickte er durch das Guckloch in den Zuschauerraum, zählte die besetzten Logen ab und verglich das Resultat mit den betreffenden Posten des Rapports. Mit einem Mal sagte er Közsa bei der Hand, zog ihn ans Guckloch und sprach indigniert:

„Sehen Sie dort die Loge, zweiter Rang, links Nummer fünf? Die ist besetzt und im Rapport figuriert sie als unbesetzt. Schreiben Sie sofort fünf Gulden zur Gesamtsumme des Logenverkaufs!“

Közsa erinnert sich auch an die Kosalinde der Gestirn-ger, die sie in der weltberühmten „Fledermaus“-Aufführung des Budapester Deutschen Theaters sang. Sie war mit Johann Strauß und dem Direktor Gábor Steiner zu dieser Vorstellung gekommen und stand nicht an, Közsa gegenüber die Budapester Aufführung der „Fledermaus“ hoch über die Wiener zu stellen. Von Wilhelm Knack erzählt er, daß bei einem Gastspiel dem großen Komiker das Honorar nach dem letzten Abend nicht bezahlt werden konnte. Knack machte großen Krach und beruhigte sich erst, als er einen Wechsel mit der Unterschrift Közsas über den Betrag, den man ihm schuldig geblieben war, eingehändigt erhielt. Dieser Wechsel ist Közsa nie präsentiert worden. Er bezeichnet denn auch diesen Wechsel als die einzige Schuld seines Lebens, die er für Schauspieler nicht bezahlt hat.

Von Josefina Gallmeyer erzählt Közsa den folgenden Fall:

Es war unter der Direktion Blau. Das Theater ging schlecht, wir spielten auf Teufel. Die Not war am höchsten, und wir riefen Pepi Gallmeyer zu Hilfe. Sie kam, und das Haus war ausverkauft. Da sagte sie ihr Auftreten ab. Sie hatte einen ihrer bösen Krampfanfälle. Wir waren konsterniert und schickten ihr den Theaterarzt Dr. Samok, den Vater der späteren Elsa Szamosi, — es nützte nichts. Wir gingen in Deputation zu ihr ins „Hotel Frohner“, und ich und Sekretär Morländer knieten vor ihr nieder und baten sie um die Zurücknahme ihrer Absage. Unsere Demütigung rührte die im Grunde gufherzige Pepi, und sie sagte uns trotz ihres sichtlichen Uebelbefindens das Auftreten zu. Am Abend kam sie frisch und munter ins Theater. Vor ihrer Austrittsszene in der „Vereinschwester“ trat sie an die Rampe, und hielt an das Publikum eine ihrer witzprühenden Ansprachen. Und was glauben Sie, war das Thema ihrer Allokution, die man heute Conférence nennen würde? Sie erzählte zu unserem Entsetzen den Verlauf unseres Bittganges ins „Hotel Frohner“. Das war aber so geistreich und so komisch in der Beschreibung des Deputationsempfanges und in der Imitation meines und Morländers Kniefalls vor ihr, daß das Publikum und zum Schluß auch wir vom Theater uns vor Lachen ordentlich schüttelten. Das war meines Erinnerns der lustigste Gallmeyerabend in Budapest.“

Ins Nationaltheater kam Közsa zufolge der Berufung des Intendanten Barons Podmaniczky. Beim Brand des Deutschen Theaters, 1889, 20. Dezember, war Közsa schon

in seiner neuen Stellung am Nationaltheater. Ein gemeinsamer Freund empfahl ihn dem Baron, und er kam an die Stelle einer Kassierin, die wegen Unzuverlässigkeit entlassen werden mußte. Er machte die Glanzzeit der Oper am Nationaltheater mit, da Emma Turolla, Marie Witt und Julius Perotti die Lieblinge des Publikums waren. In der Billettenkasse der Oper saß er seit der Eröffnung des Hauses bis zu seiner Pensionierung.

Közsas Uebertritt vom Deutschen Theater ins Nationaltheater vollzog sich nicht ganz ohne Hemmungen. Er hatte wohl die Ernennung in der Tasche, aber ohne die fünftausend Gulden Kaution, die er statutengemäß erlegen sollte. Közsa erzählt diese Episode seines Kassierlebens also:

„Ich war Kassier des Nationaltheaters und war es doch nicht. Mir fehlte das zur Kaution notwendige Kleingeld von fünftausend Gulden. Wenn ich das Geld nicht aufreiben kann, war der schöne Traum von meinem stolzen Aufstieg auch schon zu Ende geträumt. Ich war vollends mutlos und spazierte in wahrer Selbstmörderlaune auf meinem gewohnten und geliebten Josephsplatz, mehr tot als lebendig, auf und ab und lugte nach einem rettenden Gedanken aus. Da kam mir ein alter Habitué des Deutschen Theaters und des Nationaltheaters in den Weg. Es war mein Scheideweg zwischen Sein und Nichtsein. Mein Bekannter war der damalige Chef eines hochangesehenen Pesther Erzhauses, Handelsherr, Bankier und Großgrundbesitzer. Kurz gesagt, es war Moriz Bichy. Als er meine Leichenbittermiene sah, fühlte er mir auf den Zahn und hatte, an Hand des von mir entworfenen Krankheitsbildes, die Wurzel meines Seelenleidens bald gefunden und auch das Wundermittel gegen mein Gebreche. Ohne zu überlegen, griff er in die Seitentasche und zählte mir aus seiner voluminösen Brieftasche auf offener Straße fünf knisternde Tausendguldencheine auf die Hand. Ich zahlte ihm den Betrag in größeren Raten zurück. Die letzte Rate schenkte er mir als seinen Beitrag zur Aussteuer meiner Tochter, die ich gerade damals verheiratet habe. Allen Respekt vor dem jetzigen Publikum! Aber solche Habitués und Theaterfreunde, wie der alte Bichy, gibt es heute nicht.“

Während der Amtstätigkeit Közsas wechselten die Intendanten der Oper und des Nationaltheaters recht häufig. Als seine Lieblingsintendanten bezeichnet er den Baron Pod-

maniczky, den Grafen Reglevich, Viktor Bezerédj und Baron Wlassics. Als er den Namen des Grafen Reglevich nannte, bemerkte er mit sichtlicher Rührung:

„Unter meinen teuersten Reliquien bewahre ich den Stoc, mit dem der Graf zu dem Duell ging, bei dem er sein Leben ließ.“

Bei seinem ersten Jubiläum wurde dem „braven Rózsa“ vom König Franz Josef das Goldene Verdienstkreuz verliehen.

„Das hat mich geireut und mich stolz gemacht — bemerkte er —, aber wissen Sie, was meine größte Jubiläumsfreude war? Die Gratulationsdepesche, die ich aus Frankfurt am Main erhielt. Sie kam von Frau Szika, durch den ich Theaterkassier geworden bin.“

„Eine Erinnerung, die mich immer traurig stimmt — ichloß Rózsa seine Erzählung —, muß ich Ihnen noch vorbringen. Als wir im Opernhause die „Fledermaus“ zum ersten Male aufführten, schickte ich einen Sitz — was glauben Sie wem? — der armen Berta Olma. Sie war damals schon sehr krank, halb gelähmt von einem Schlagfluß. Sie wurde im Schiebwagen ins Theater befördert und mußte zu ihrem Sitz getragen werden. Ich bin noch heute im Hintersten erschüttert, wenn ich daran denke, wie die einstige schöne, witzige, großzügige und sprühende Adèle der deutschen „Fledermaus“ zusammengesunken auf ihrem Sitz saß und sich die Tränen vom Gesichte wischte, als die ungarische Adèle oben auf der Bühne sang:

Ach, Herr Marquis,  
So ein Mann, wie Sie,  
Sollte das besser versteh'n . . .“

Die Schlußfadenz der Ausführungen des alten Theaterkassiers war:

„Ich war fünfzig Jahre glücklich in meinem Amt. Und bin es auch jetzt, denn man gab mir an Ehr' und Gut' alles, was einem treuen Hüter und Verweser der materiellen Interessen eines nationalen Kunstinstituts bloß geboten werden kann, einem Theaterkassier, der nie Trinkgeldkassier gewesen ist. Und ich wünsche jedem Theaterkassier, nach Arbeitschluß mit meinem Gefühl in den Ruhestand zu treten, dem Gefühl, daß das künstlerische und materielle Wohlergehen meines Instituts mir allezeit Herzenssache gewesen ist!“